

STEPHEN WHITE

Allmächtig

### *Buch*

Mitten an einem herrlichen Wochentag verschwinden auf dem Campus der Eliteuniversität Yale etliche Studenten spurlos – unter ihnen der Sohn des Armeesekretärs und der Sohn einer Kandidatin für den Obersten Gerichtshof. Handelt es sich um eine Entführung? Terrorismus? Die Behörden sind ratlos. Doch die politische Bedeutsamkeit der verschwundenen Personen ruft die CIA und die Geiselrettungstruppe des FBI auf den Plan. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich bald auf das einer Festung gleichende Gebäude, in dem einer der ältesten Geheimbünde Yales seinen Hauptsitz hat.

Der ehemalige Polizist Sam Purdy findet sich ebenfalls in New Haven ein, wo er auf ein ungleiches Bundesagentenpaar trifft: FBI-Agent Christopher Poe und CIA-Analystin Deirdre Drake. Als die unbekanntenen Geiselnnehmer beginnen, scheinbar ohne System einige Geiseln freizulassen und andere zu töten, tun sich Sam, Poe und Dee zusammen. Gemeinsam hoffen sie noch rechtzeitig herauszufinden, was im Inneren des fensterlosen Verbindungshauses vor sich geht, bevor das Treiben der Entführer seinen blutigen Höhepunkt erreicht.

### *Autor*

Stephen White hat zahlreiche Thriller verfasst, die regelmäßig die *New-York-Times*-Bestsellerlisten anführen und bereits in mehrere Sprachen übersetzt wurden. In seine Bücher baut er seine langjährige praktische Erfahrung als Psychologe ein, um vielschichtige und faszinierende Charaktere zu erschaffen. Stephen White lebt mit seiner Familie in Colorado.

Stephen White

# Allmächtig

Thriller

Deutsch von  
Bernhard Kempen

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
»The Siege«  
bei Dutton, Penguin Group (USA) Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage  
Deutsche Erstausgabe Dezember 2011  
bei Blanvalet, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.  
Copyright © 2009 by Stephen White  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlagmotiv: © Artwork HildenDesign, München,  
unter Verwendung eines Motivs von THEPALMER/iStockphoto  
UH · Herstellung: sam  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-37599-8

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Xan*



*But now, God knows,  
Anything goes.  
Cole Porter, 1934*



Vielleicht glauben Sie, diese Worte ignorieren zu können. Tun Sie es nicht. Sie wurden nicht zufällig als Empfänger ausgewählt.

Werfen Sie diese Nachricht nicht weg. Irgendwann in naher Zukunft werden Sie das Bedürfnis verspüren, sich mit mir in Verbindung zu setzen.

Weihen Sie niemanden in den Inhalt dieser Nachricht ein. Wenn Sie mein Vertrauen missbrauchen, werden die Folgen schlimmer sein, als Ihnen lieb ist.

Blau ist das Zeichen meiner Zufriedenheit. Orange bringt meine Enttäuschung zum Ausdruck.

Was will ich? Darauf kann ich keine Antwort geben.

Was können Sie mir bieten? Denken Sie gut über die Antwort auf diese Frage nach.

Wenn die Zeit gekommen ist, werden wir zu einer Einigung gelangen. Auch wenn es vielleicht nicht den Anschein hat, bin ich ein vernünftiger Mensch.



# 1

*19. April, Samstagmittag*  
*New Haven*

Das Gebäude am Rande des Campus ist leicht mit einem Mausoleum zu verwechseln, das man außerhalb des Friedhofsgebietes auf der anderen Straßenseite errichtet hat.

Aber das ist es nicht.

Manche halten es auch für einen Gerichtskomplex, in dem die Studenten der nahegelegenen Juristischen Fakultät Verhandlungen proben.

Auch das ist es nicht.

Obwohl die ionischen Säulen an die Erhabenheit eines Regierungspalasts oder eines Tempels erinnern, wird das Gebäude eher mit einem Grabmal assoziiert. Es heißt keinen Fremden willkommen. Der klassische Stil soll nicht einladend wirken, sondern dem Passanten die gleiche Vertrautheit vermitteln wie die Ulme, die die von der Straße heraufführende Marmortreppe beschattet.

Die Größenverhältnisse täuschen. Die benachbarten Häuser mit ihren gotischen Schnörkeln oder der neoklassizistischen Würde sind wesentlich imposanter. Im Vergleich dazu kommt einem das Mausoleum viel gedrungener und winziger vor, als es tatsächlich ist.

Die schmucklose Rückseite ist die einzige Fassade, die es dem College zeigt. Die Wände bestehen aus glatten, rechteckigen Marmorblöcken, die im Ziegelsteinmuster vom Boden bis zum Dach übereinandergestapelt sind. Das Gebäude hat keine

Fenster. Auf der Vorderseite befindet sich unter einem flachen Giebel eine zurückgesetzte Doppeltür am oberen Ende einer achtstufigen Treppe. Dieses steinerne Portal, das von Säulen eingerahmt wird, blickt auf die uralten Grabstellen eines Friedhofs hinaus, der von Geistern wie denen Eli Whitneys oder Noah Websters bevölkert ist.

Ein eiserner Zaun, dessen Pfosten in Schlangenform geschmiedet sind, trennt das Gebäude von den Bürgersteigen der angrenzenden Straßen.

Die Architektur ist symbolisch, genauso wie die wenigen dekorativen Elemente. Alles daran ist symbolisch. Und was innerhalb dieses Gebäudes geschieht, ist ebenfalls – zumindest gelegentlich – symbolisch.

Als sich an diesem schönen Frühlingstag jedoch eine Menschenmenge hinter den hastig errichteten Absperrungen drängt, sind die Neugierigen nicht wegen der Symbolik gekommen.

Sie haben sich wegen der Gerüchte über das eingefunden, was hier geschehen sein soll. Angeblich sind ein paar Studenten in diesem geheimnisvollen Gebäude eingeschlossen.

Die Zuschauer wissen es noch nicht, aber die Wirklichkeit sieht so aus, dass sie hier sind, weil das Gebäude eine Festung ist.

## 2

Schnell öffnet und schließt sich eine Tür. Das plötzliche Erscheinen des jungen Mannes wirkt wie ein Zaubertrick.

Er blinzelt in der ungewohnten Helligkeit. Auf der anderen Straßenseite sieht er eine Menschenmenge hinter den rot-weißen Absperrgittern, die mit den Initialen der Campus-Polizei beschriftet sind. Zu beiden Seiten stehen Fernsehkameras, und

in seiner Nähe sind Polizisten – viele Polizisten. Etliche haben soeben ihre Waffen erhoben.

Der Kopf des jungen Mannes fährt erschrocken mit einem Ruck herum. »Nicht schießen! Verdammt, nicht schießen!«

Er hebt die Arme, bevor er vorsichtig zwei Schritte weiter vortritt. Ein oder zwei Meter vor der Säulenreihe bleibt er stehen – genau an der Stelle, von der aus ein Politiker eine Rede halten würde.

Er schließt kurz die Augen. Als er sie wieder öffnet – sie haben den gleichen Grünnton wie die Blätter, die an den Zweigen der Ulme nicht weit vom Gehweg sprießen –, strahlen sie so hell, als wären sie von innen beleuchtet.

Die Quelle dieses Lichts ist der Schrecken, der in seinem Körper brennt.

Zwei Gruppen von Polizisten, die auf beiden Seiten des Gebäudes kauern, kommen gemessenen Schrittes auf ihn zu. Die Polizisten tragen Schutzwesten und zielen mit ihren Waffen auf den jungen Mann. Manche führen Schilde mit sich.

»Nein! Nicht näher kommen!«, ruft der Mann, der genauso nervös ist wie sie. »Bitte nicht! Kommen Sie mir nicht zu nahe! Ich bin eine Bombe!«

Nach dieser Warnung werden die Polizisten langsamer.

Der junge Mann trägt ausgewaschene Jeans und ein gestreiftes Hemd über einem T-Shirt. Er ist barfuß, und auf seinem Gesicht sind Bartstoppeln zu erkennen. Abgesehen vom Fehlen der Schuhe unterscheidet er sich kaum von den meisten seiner Kommilitonen auf dem Campus.

Er senkt die Arme und schiebt das lose herabhängende Hemd hoch. »Sehen Sie! Das hier ist eine Bombe. Ich bin eine Bombe. Ich ... bin ... eine Bombe. Bleiben Sie, wo Sie sind!«

Auf dem Bauch, etwas unterhalb des Nabels, trägt er ein rechteckiges Objekt von der Größe eines dickeren Taschen-

buchs. Es ist mit Klebebandstreifen befestigt, die ganz um seinen Unterleib herumführen. Auf dem Band steht mit handgeschriebenen Buchstaben das Wort »BOMBE«.

Auch ein paar Drähte sind an dem rechteckigen Gegenstand zu erkennen.

Das Ganze wirkt ungefähr so bedrohlich wie ein Theaterrequisit.

Einer der Polizisten bellt einen Befehl, und seine vorrückenden Kollegen bleiben wie angewurzelt stehen. Einige treten sogar einen oder zwei Schritte zurück.

Der junge Mann lässt sein Hemd los und verhüllt die Apparatur an seinem Leib wieder. Alle Blicke sind auf ihn gerichtet. Er wartet, bis völlige Stille herrscht.

Dann öffnet er den Mund, um etwas zu sagen, doch seine Kehle ist so trocken, dass er husten muss. Schließlich stößt er hervor: »Ich ... er will, dass ... die Handysendemasten ... wieder eingeschaltet werden.« Seine Stimme bricht bei dem Wort »wieder«. Er macht eine kurze Pause, als müsste er nachdenken. »Die Fernsehkameras bleiben, wo sie sind. Er gibt Ihnen fünf Minuten.« Der Mann hebt den Arm und blickt auf seine Uhr. »Von jetzt an gezählt.«

Nicht weit von der Polizeiabspernung entfernt besprechen sich zwei Männer in Anzügen mit einer Frau in Khakihose und einem schlichten Top. Sie hat sich ihre Dienstmarke vorn an die Hose geklemmt. Der jüngere der beiden Männer erzählt der Frau gerade, dass sie nichts über eine Abschaltung von Handymasten wissen.

Mit ruhiger Stimme erwidert die Frau: »Dann sollte mal jemand versuchen, etwas darüber herauszufinden.« Sie tritt einen Schritt vor.

Sie hat sich seit Stunden auf diesen Moment vorbereitet und denkt: *Endlich kann die Show beginnen.*

»Hallo«, spricht sie die Geisel an. »Mein Name ist Christine Carmody. Ich bin die Verhandlungsführerin der Polizei von New Haven. Ich weiß, dass Sie Angst haben.«

Sie wartet darauf, dass sich ihre Blicke treffen. Dass er ihren khaki- und pinkfarbenen Tupfer in dem Meer aus Blau erkennt. Sie will, dass dieser junge Mann sie zu seiner persönlichen Oase macht. »Ich habe soeben die Anweisung erteilt, die Handymasten wieder in Betrieb zu nehmen.«

Sie wählt ihre Worte mit Bedacht, um ihrem unsichtbaren Gegenüber die Botschaft zu übermitteln, dass es eine funktionierende Befehlskette gibt, dass Vorgänge auf eine bestimmte Weise ablaufen und dass alles, was geschieht, Zeit beanspruchen wird. Vor allem will sie der Person innerhalb des Mausoleums vermitteln, dass sie nicht mehr als ein Verbindungsstück ist, dass sie nicht über die Welt aus blauen Uniformen und blauem Stahl gebietet, von der sie umgeben ist.

»Bitte ... bitte sagen Sie ihm ... Ist ›ihm‹ richtig? ... Ist es ein ›er‹? Wenn er einen Namen hat, würde ich ihn gerne erfahren, damit ich weiß, wie ich ihn nennen soll ... Fünf Minuten? Bitte sagen Sie ihm, dass wir es nicht so schnell schaffen. Nicht ganz so schnell. Das ist einfach unmöglich.«

Sie hat nicht die Absicht, gleich der ersten Forderung des Geiselnegers zu folgen und den Zeitplan einzuhalten. Ein *Yes, Sir, wird sofort erledigt, Sir* kommt für sie nicht in Frage. Eines der Hauptziele bei ihrer Tätigkeit besteht darin, Kontakt zum Geiselneger und eine Beziehung zu ihm herzustellen. Ihre Antwort auf die erste Forderung deutet bereits auf ihre Strategie hin. Sie wird den Beginn der Verhandlungen dazu nutzen, die Pfeiler der Brücke zu errichten, die zu direkten Gesprächen mit dem immer noch unsichtbaren Geiselneger führen soll.

Sergeant Christine Carmodys afroamerikanischer Vater starb bei den Gefechten von Saigon im Jahre 1975, weshalb sie

auf Long Island mit ihrer puertoricanischen Mutter aufwuchs. Sie hat kein einfaches Leben gehabt. Es ging fast ausschließlich darum, hart genug zu sein, um alles zu ertragen, und intelligent genug, um nicht kämpfen zu müssen. Sie hat sich immer wieder mit Worten aus schwierigen Situationen herausmanövriert, seit sie zum ersten Mal aus dem Schulbus gestiegen ist.

In Übereinstimmung mit ihrem Wunsch, dem Geiselnnehmer auf subtile Weise Widerstand zu leisten, wenigstens zu Anfang, steht ihr Bemühen, ihrer Stimme einen möglichst gleichmäßigen Klang zu geben. Sie achtet darauf, dass jede Hebung ihres Tonfalls Respekt und das Versprechen zum Ausdruck bringt, kooperativ und versöhnlich zu verhandeln. Außerdem möchte sie dem Unbekannten im Gebäude klar machen, dass ihre Möglichkeiten in der derzeitigen Situation beschränkt sind.

Carmody ist sich der angeblichen Bombe bewusst. Vorläufig betrachtet sie das Ding auf dieselbe Weise, wie sie es mit Gott hält. Ihre Skepsis ist ein klein wenig stärker als ihr Glaube.

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch«, sagt sie. »Mir ist nichts bekannt, was uns daran hindern könnte, etwas wegen der Handysendemasten zu unternehmen. Es scheint sich lediglich um ein technisches Problem zu handeln. Aber wir arbeiten dran. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass wir uns größere Sorgen machen müssten. Er – Sie haben doch von ›ihm‹ gesprochen, nicht wahr? – kann ... mich anrufen. Wir können direkt miteinander sprechen. Er und ich. Das ist wahrscheinlich der beste Weg, um diese Angelegenheit zu klären. Dann können er und ich damit anfangen, das Problem zu lösen.«

Ein uniformierter Polizist reicht ihr einen beschriebenen Zettel. Sie hält ihn hoch, damit der junge Mann ihn sehen kann. »Wenn wir die Sache mit den Handymasten gelöst haben, ist das die Nummer, über die er mich direkt erreichen kann. Mich persönlich.« Sie hält ihr Handy hoch. »Wie ich be-

reits sagte, dürfte dann alles völlig problemlos laufen. Seine ... Ist er männlich? Habe ich das richtig verstanden?«

Der junge Mann reagiert nicht auf ihre Worte und antwortet auch nicht auf ihre Fragen.

»Gut. Wie gesagt, seine Forderung ist eine Angelegenheit ... über die wir sprechen müssen. Auf jeden Fall. Ich bin bereit, mit ihm darüber zu reden. Ich kann ihm erklären, wie es auf unserer Seite aussieht und was wir tun können, um das Problem zu lösen. Wie wäre es mit einem Funkgerät, bis die Handynetze wieder in Betrieb sind? Wir können Ihnen eins von unseren mitgeben, damit er in der Zwischenzeit mit mir reden kann. Anschließend werden wir alles regeln.«

Den letzten Satz betont sie.

Der junge Mann reagiert immer noch nicht auf sie, sondern rührt sich nicht.

Sie wartet. Dass sie wertvolle Sekunden verplempert, bereitet ihr nicht die geringsten Sorgen. Sie hat jede Menge Zeit.

Der junge Mann schließt die Augen. Gute zehn Sekunden vergehen, bis er sie wieder öffnet.

»Gut, eins nach dem anderen«, sagt sie. Ihre Zuversicht wurde ein wenig gestärkt, weil er ihre ersten Widersprüche auf die Forderungen nicht abgeschmettert hat. Also beginnt sie mit dem grundsätzlichen Angebot. »Möchte er gern herauskommen? Wir sind bereit, die ganze Sache sofort zu beenden, bevor es zu irgendwelchen weiteren Schwierigkeiten kommen kann.«

Die Geisel antwortet nicht.

*Ein Versuch kann nicht schaden*, denkt Carmody. »Gut. Ist da drinnen irgendjemand verletzt? Braucht irgendwer ärztliche Hilfe? Ich bin bereit, jede Unterstützung zu leisten, die benötigt wird.«

Der junge Mann hebt den Kopf und sieht sie an. »Er ...« Seine Stimme bricht. »... ist ...« Tränen schimmern in seinen

Augen. Er senkt den Blick, dann sieht er sie noch einmal an. »... nicht hier ...« Der junge Mann schluckt, dann schürzt er die Lippen und atmet schnaufend aus.

Wie ein erleichtertes Seufzen.

*Was? Er ist nicht hier?*

Carmody bemerkt rote Streifen an den Handgelenken des jungen Mannes. Er hat eine Fessel getragen. *Verdammt.*

Der junge Mann verzieht das Gesicht und presst vor Anstrengung oder Panik die Augen zusammen. »... um über ... irgendwas ... zu verhandeln.« Er unterdrückt ein Schluchzen. »Bitte.«

*Er ist nicht hier, um über irgendwas zu verhandeln.*

Carmody blickt nach links. Leise sagt sie etwas zu den beiden Männern hinter ihr. Die mit den Anzügen. Die Männer machen kehrt, entfernen sich und zücken ihre Handys. Hinter ihnen bleiben die Polizisten mit erhobenen Waffen in Position.

Carmody schaut auf ihr Handy. Kein Empfang.

»Sie meinen die Handymasten? Tja, manche Dinge sind einfach nicht möglich«, sagt sie. »Zumindest nicht sofort. Alles braucht seine Zeit. Aber wir bekommen das hin.« Sie weiß, dass sich ihre Stimme trotz ihrer Selbstdisziplin verändert hat, und ihre neue, schleichende Erkenntnis verrät, dass die Umstände, mit denen sie es zu tun hat, ganz anders sind als erwartet. Noch vor wenigen Minuten war sie davon überzeugt, dass es sich um eine typische Geiselnahme handelt. Und jetzt? Sie spürt ihren Pulsschlag am Hals.

Sie weiß, dass sie bei Verhandlungen ohne Kontakt zum Geiselnahmer beträchtlich im Nachteil ist. Sie braucht die direkte Kommunikation. Sie braucht die Gelegenheit, eine Verbindung aufzubauen.

Sie muss seine Wut spüren. Seine Angst einschätzen können. Eine Beziehung zu ihm herstellen.

Sie braucht die Freiheit zum Aushandeln. Sie braucht Tele-

fone für die Geiseln. Zigaretten für die Geiseln. Pizza für die Geiseln. Hoffnung für die Geiseln. Fast alles für die Geiseln.

Sie braucht den Geiselunterhändler-Supermarkt, der rund um die Uhr geöffnet haben muss.

Sie braucht die Chance, kurzfristig den Zeitdruck rauszunehmen, um die Aktion in die Länge zu ziehen. Sie muss dafür sorgen, dass Minuten unwesentlich werden. Dass sich die Zeit zu Stunden ausdehnt. Nötigenfalls müssen mehrere Tage ins Land ziehen, damit sich Erschöpfung breitmacht.

Als Christine ihren Job als Geiselunterhändlerin einmal ihrer Tochter erklärte, gelangte die Dreizehnjährige zu der Schlussfolgerung: »Also ist die Zeit deine dickste Freundin, Mom.«

*Gut auf den Punkt gebracht*, dachte Christine damals.

Ob es der Geiselnnehmer nun weiß oder nicht, jedenfalls ist die Zeit seine Todfeindin.

Irgendwann bekommen die Leute Hunger. Sie werden müde. Wenn die Nacht anbricht, nimmt die Realität der Zwangslage, die sie geschaffen haben, konkretere Konturen an.

Weitet sich der Zeithorizont, dann sinkt der Adrenalinpiegel des Geiselnnehmers irgendwann auf den Tiefststand. Seine feste Überzeugung, die Situation im Griff zu haben, und sein Selbstvertrauen werden schwächer.

Bei den meisten Geiselnahmen entspricht das dem, was Christine gerade von dem jungen Mann auf der Treppe gehört hat – *Er ist nicht hier, um über irgendwas zu verhandeln* –, ein Hindernis, das von der Erosion abgebaut würde, die eine beständige Verhandlung zur Folge hätte.

Doch die aktuelle Situation – erst wenige Minuten alt – fühlt sich für Christine bereits ganz anders an. Sie spürt, wie ihr die Kontrolle entgleitet, bevor sie sie überhaupt richtig übernehmen konnte. Sie rühmt sich ihrer Fähigkeit, das Endergebnis vorhersagen zu können, bevor sämtliche Eröffnungszüge ausgeführt sind. Es fällt ihr schwer, zu atmen.

*Diese Sache wird nicht gut ausgehen*, sagt sie sich.

Die Stimme des jungen Mannes unterbricht ihre Gedanken, als er sagt: »Ich werde ... sterben. Ich ... werde ... sterben ...«

Sergeant Christine Carmody befeuchtet mit der Zungenspitze ihre Oberlippe. Sie macht sich bereit, ihn zu trösten, ihm zu widersprechen, zu versuchen, wenigstens etwas Kontrolle zu erlangen. *Das wirst du nicht*, denkt sie.

Noch bevor sie dazu kommt, etwas zu sagen, blickt der junge Mann auf seine Armbanduhr. »In ... drei Minuten«, sagt er.

### 3

Die beiden Männer in den Anzügen sind fortgegangen.

Der eine ist Lieutenant der Polizei von New Haven und für das Management der Krisensituation verantwortlich. Der zweite ist ein weiterer Sergeant im Verhandlungsteam. Hinter ihrem Rücken werden die beiden »Die Sonne« und »Der Mond« genannt. Wenn der Sergeant den Zugang zum Lieutenant blockiert – was recht häufig geschieht –, bezeichnen die Polizisten in Blau diesen Zustand als »Sonnenfinsternis«.

Die höchste Befehlsgewalt bei dieser Geiselnahme hat Lieutenant Haden Moody. Sergeant Christine Carmody ist die Hauptverhandlungsführerin beim gegenwärtigen Fall und ist für die direkte Kommunikation mit dem Geiselnahmer verantwortlich. Der Lieutenant wird ihr sagen, was sie seiner Ansicht nach wissen sollte. Andere Informationen wird er zurückhalten, wenn er nicht möchte, dass sie darüber nachdenkt, während sie ihre Arbeit erledigt. Außerdem wird er ihr jede Geheiminformation vorenthalten, die sie unabsichtlich verraten könnte, wenn sie in Kontakt mit dem Geiselnahmer steht.

Nach ihrer Erfahrung rechnet Carmody damit, dass Die Son-

ne über Den Mond mit ihr kommunizieren wird. Der Mond ist Jack Lobatini, der stellvertretende Geiselunterhändler im Team. Während dieser Geiselnahme wird er der Ersatzmann für Carmody sein. Ihr Sekretär sozusagen. Ein dritter Verhandlungsführer fungiert als Nachrichtenoffizier, der möglichst viele Informationen sammeln soll.

Carmody arbeitet schon seit sieben Jahren für die Polizei als Unterhändlerin in kritischen Situationen, daher weiß sie, wie so etwas abläuft.

Was Moody und Lobatini betrifft, läuft es nicht immer so gut. Sie weiß, dass Lobatini manchmal mehr daran interessiert ist, für Moodys Zufriedenheit zu sorgen, als seine Kollegen an vorderster Front zu unterstützen.

»Wie ist Ihr Name?«, ruft Carmody dem jungen Mann zu, der vor dem Mausoleum steht.

Er antwortet nicht. Sie ist enttäuscht, aber nicht überrascht, denn sie begreift die Regeln, nach denen ihr unsichtbarer Gegner spielt, sehr schnell. Anscheinend lautet eine dieser Regeln, dass der junge Mann nichts sagt, was ihm nicht aufgetragen wurde.

Von dieser Regel ist sie nicht gerade begeistert. Eines ihrer kurzfristigen Ziele bei der Verhandlung wird darin bestehen, diesen Zustand in einen Vorteil für sie zu verwandeln.

»Wie viele ... Menschen ... befinden sich da drinnen? Sind es Studenten?«, fragt sie.

Sieben oder acht junge Leute sind als vermisst gemeldet worden, aber es können durchaus mehr sein. An einem Wochenende ist es nicht einfach, die Zahl der Anwesenden an einem College zu ermitteln. Die Universitätspolizei von Yale macht sich Sorgen, dass sich fünfzehn oder sechzehn Studenten im Mausoleum aufhalten könnten. Und das sonstige Personal? Niemand vermag genaue Angaben zu machen.

Carmody hat von der Verwaltung des Yale College Schätzungen erhalten, die zwischen sieben und zweiunddreißig Geiseln schwanken.

*Zweiunddreißig? Mein Gott!* Christine Carmody wünscht sich, dass es nicht zweiunddreißig sind.

Der junge Mann atmet durch den Mund, sein Brustkorb hebt und senkt sich. Sie erwartet gar nicht mehr, dass er ihre Fragen laut beantwortet, aber sie hofft auf ein paar ausgestreckte Finger oder mehrmaliges Blinzeln. Irgendeinen Hinweis auf eine Zahl. *Gib mir irgendwas*, fleht sie stumm. *Irgendeinen Anhaltspunkt.*

Nichts.

»Vorhin sprachen Sie von ›ihm‹. Ist er der einzige Mann da drinnen?«

Der junge Mann blinzelt zweimal.

*Heißt das, es sind zwei?* Sie weiß es nicht.

Sie wartet darauf, dass er erneut blinzelt oder ihr ein anderes Zeichen gibt. Carmody braucht eine Bestätigung. Aber sie bekommt keine.

»Was will er? Der Mann ... da drinnen? Gibt es irgendetwas, das wir besorgen können?«

Die Geisel senkt den Blick.

Der junge Mann ist mindestens eins achtzig groß. An den Schläfen wird sein Haar bereits dünner, und seine Ohren sind zu klein für seinen Kopf. Dennoch ist er ein gutaussehender Mann, und unter anderen Umständen würde er mit seinem Selbstbewusstsein und seiner Präsenz vermutlich einen ganzen Saal in seinen Bann schlagen.

Sie ruft sich ins Gedächtnis, dass sie sich keine Sorgen wegen seiner Intelligenz machen muss. Wer an diesem College studiert, hat längst bewiesen, dass er ein paar Millionen Neuronen mehr besitzt als der Durchschnitt.

Sie beobachtet, wie der Mann sein gerötetes Handgelenk

dreht, bis das Zifferblatt seiner Uhr in ihre Richtung zeigt. Er tippt mit einem Finger darauf.

»Noch zwei Minuten«, sagt er. Nach diesen Worten bewegen sich seine Lippen weiter. Er legt die Hände aneinander, und für einen kurzen Moment streckt er beide Zeigefinger aus.

Sie fragt sich, ob er betet.

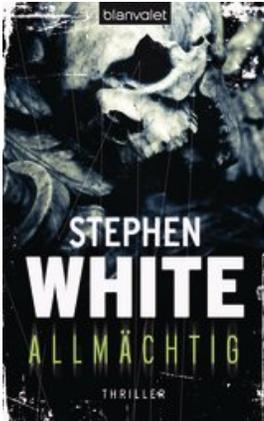
»Wir arbeiten daran«, erwidert sie. »An der Sache mit den Handymasten. Wir sind dran. Wir tun alles, was uns möglich ist.« Hinter ihren Worten stehen keine taktischen Motive, sondern mütterliche. Es zerreißt ihr das Herz, den Jungen so leiden zu sehen. Sie fragt sich, wer auf die geniale Idee gekommen ist, die Handysendemasten abzuschalten. Das hat ihr auf jeden Fall sehr bei dieser Kontaktaufnahme geholfen. »Anscheinend ist mehr nötig, als einfach nur einen Schalter umzulegen, um sie wieder in Betrieb zu nehmen. Ein kompletter Neustart. Bald wird alles wieder in Ordnung sein.«

Christine hat keine Ahnung, ob wirklich ein Neustart nötig ist oder wie lange es dauern wird, bis man das Problem gelöst hat und die Handymasten in der Umgebung wieder funktionieren. Sie hofft, dass es nicht allzu lange dauert.

Sie wagt einen weiteren schnellen Blick auf ihr Handy: immer noch kein Empfang.

Da tritt ein uniformierter Polizist genau hinter sie. Sein Name ist Joseph Blankenship, doch alle Kollegen nennen ihn nur Joey Blanks. Sie kennt ihn recht gut. Er hatte schon fünf Dienstjahre auf dem Buckel, als sie angefangen hat. Nun spricht er mit seiner markanten Bassstimme zu Christine. Joey ist einer von jenen Menschen, bei denen die Leute stehen bleiben, um ihrem Gesang zu lauschen. Auch wenn Joey spricht, singt er ein wenig. Er kann einfach nicht anders. Selbst wenn er flüstert, vibrieren die tiefen Töne, und seine Worte bilden eine Melodie.

Sergeant Carmody schüttelt ablehnend den Kopf, nachdem sie seine Worte gehört hat. Joey Blanks sagt noch etwas.



Stephen White

**Allmächtig**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37599-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2011

Unbekannte haben ein Studentenwohnheim der Eliteuniversität in Yale in ihre Gewalt gebracht. Sie stellen keine Forderungen und verweigern jede Kommunikation mit dem Verhandlungsführer des FBI. Scheinbar wahllos ermorden sie Geiseln oder lassen diese frei. Der ehemalige Polizist Sam Purdy soll die Tochter einer Klientin aufspüren, die sich genau in diesem Studentenwohnheim aufhält. Durch Zufall entdeckt er ein Muster im Verhalten der Verbrecher. Doch das Genie, das hinter den Enführern steckt, ist Sam noch immer weit voraus ...